

Schöpfung und Verantwortung

Von Oswald Bayer

I Gegenwart und Mitte

Martin Luther war ein gegenwärtiger Mensch, so gegenwärtig, daß er weder als konservativ noch als progressiv bezeichnet werden kann, diese Kategorien vielmehr sprengt – jedenfalls dann, wenn sie in dem uns heute geläufigen Sinn gebraucht werden.

Das Urteil, daß Luther weder als konservativ noch als progressiv bezeichnet werden kann, ist nicht in einer geistesgeschichtlichen, sozialgeschichtlichen oder politischen Perspektive, die nur einen beliebigen Vordergrund freigeben könnte, gesprochen, sondern in einem strengen und genauen theologischen Sinn: Luther blickt, wenn er das Wort »Schöpfung« gebraucht, nicht zurück zu einem absoluten Anfang. Noch greift er, wenn er den Jüngsten Tag und durch ihn, durch das Gericht hindurch, die Vollendung der Welt ersehnt, auf ein absolutes Ziel reiner Zukunft vor. Er lebt weder nostalgisch noch zukunfts-süchtig, weder im Rückgriff noch im Vorgriff. Vielmehr läßt er sich seinen Ort und seine Zeit inmitten der Kirche und Welt vorgegeben sein. Er bewegt sich in einer Mitte, die ihm durch Gottes Wort eröffnet ist.

Wie läßt sich diese Mitte näher charakterisieren? Es sind weder die metaphysischen Grenzbegriffe wie »das Erste« und »das Letzte«, »der Anfang« und »das Ende«, »das Eine«, »Wahre«, »Notwendige« und »Zureichende«, an denen Luther orientiert ist; noch sind es die existentiellen Grenzsituationen wie Krankheit und Sterben. Zu loben und zu denken gibt ihm vielmehr die Mitte und Fülle des alltäglichen Lebens in seiner scheinbaren Banalität: »Leib und Seel, Augen, Ohren und alle Glieder, Vernunft und alle Sinne«, »Kleider und Schuch, Essen und Trinken, Haus und Hofe, Weib und Kind, Acker, Viehe und alle Güter«.¹ Die Gefährdung und Verkehrung dieser Gaben wird dabei keineswegs verkannt. Deshalb steht neben staunendem Lob die Klage – zunächst die

1 Kleiner Katechismus, Erklärung des ersten Artikels; BSLK, 510, 34-39 ≙ WA 30 I, 363, 2 - 364, 1.

Klage über die in uns und um uns wirksame »verkehrte Welt«, »die in ihrer Blindheit erstickt ist«² und es deshalb nötig hat, kräftig an Gottes Wohltaten erinnert und in neue Dankbarkeit gebracht zu werden.

II *Concupiscentia futurorum*

Undankbarkeit ist die Hauptsünde. Ihr Merkmal hat sie vor allem darin, daß sie die Gegenwart verkennt. Verkannt wird, was gegenwärtig ist, was sich hier und jetzt uns nicht nur anbietet, sondern darbietet, gewährt und mitteilt – was es nur zu sehen, nur wahrzunehmen gilt.

Aber das ist natürlichen Augen, den Augen der in ihrer Blindheit erstickten verkehrten Welt, gar nicht möglich. Diese Blindheit ist als Verkennung der Gegenwart wesentlich »concupiscentia futurorum«³, die aus tiefer Existenzsorge geborene Begierde, das Bestreben, sich ständig vorweg zu sein, sich ständig zu transzendieren und sich einzubilden, in solchem Transzendieren zu *sein*, in solcher Bewegung auf reine Zukunft hin Halt und Beständigkeit zu finden. Denen gegenüber, die einem solchen Prinzip reiner Zukunft huldigen, besteht Luther mit der Skepsis des Predigers Salomo und der Bergpredigt⁴ darauf, den heutigen Tag mit seiner Schönheit und Mühsal wahrzunehmen, das Gegenwärtige ja nicht zu verlieren. Es ist das Merkmal der radikalen Existenzsorge, an der Gegenwart vorüberzugehen, sie gleichsam auszulassen. Es ist das Merkmal des alten Menschen, des Sünders, das, was ihm gegeben ist, was er hat, nicht zu sehen.⁵ Der Sünder nimmt das Gegenwärtige nicht wahr, er zahlt vielmehr mit Versprechungen wie diesen: Ein Jahr später wird es gehen! Spätere Generationen werden es besser haben! Indem er auf diese Weise das Zukünftige spekuliert, verliert er das Gegenwärtige wie jener Hund der Äsopischen Fabel, der, im Maule einen Bissen Fleisch tragend, nach dessen Spiegelbild im Wasser schnappt und damit das Fleisch, das er hat, verliert.⁶

Auf das Gegenwärtige also gilt es zu achten. Es versteht sich freilich nicht von selbst. Genauer gesagt: Zwar gibt es sich von selbst zu verstehen; doch wird es –

2 Großer Katechismus, Erklärung des ersten Artikels; BSLK, 649, 26-28 ≙ WA 30 I, 185, 6f.

3 Ecclesiastes Salomonis cum annotationibus, 1526 – gedruckt 1532; WA 20, 59, 34 (zu Eccl 3, 1).

4 Mt 6, 24-34, bes. 34.

5 In quindecim psalmos graduum commentarii, 1532/33 – gedruckt 1540; WA 40 III, 240, 5f (zu Ps 127, 2). Dieses peccatum omissionis ist die Hauptsünde, nicht das peccatum commissionis.

6 Vgl. WA 40 III, 240, 11 - 241, 1 bzw. 240, 34-37.

unbegreiflicherweise – nicht gehört. Der als Schöpfer gegenwärtige Gott teilt sich als anredendes Wort, als Leben und als Licht mit. Das Wort aber wird nicht gehört, das Leben vertan, das Licht nicht gesehen; »die Finsternis hat's nicht begriffen«. ⁷ So muß sich erst eine Wiedergeburt, eine Neuschöpfung ereignen, damit der durch die Kreatur mich anredende Schöpfer wieder gehört wird. Es ist das Werk Jesu Christi, mir Augen und Ohren zu neuer Wahrnehmung der Welt zu öffnen, mich bis in die Wurzel meiner Existenz von der Sorge als der Flucht in reine Zukunft und von der Sucht, Verantwortung für alles zu übernehmen, zu heilen und mich im selben Maße dankbar die Welt als Schöpfung wahrnehmen zu lassen, indem ich nüchtern der Grenzen inne werde, die mir gesetzt sind.

III Skepsis

Von Luther, nicht zuletzt aus seiner Auslegung des Predigers Salomo, läßt sich lernen, was gegenwärtige Theologie und Kirche weithin vergessen und verdrängt haben: daß zum christlichen Glauben wesentlich eine gute Portion Skepsis gehört. In einer Situation weltweiter Beschwörung des Prinzips reiner Zukunft, verbunden mit einem trotz oder gerade wegen der Pflege von Negativ-Utopien zu bemerkenden weitgehenden oder völligen Verschweigen des Letzten Gerichts, haben wir ganz neu diese Skepsis des Glaubens zu lernen; es geht dabei um eine nüchterne Einschätzung unserer Fähigkeiten und Möglichkeiten sowie der Reichweite unserer Taten, um Grenzen unserer Verantwortung.

Nach Luthers Vorrede zum Prediger Salomo sollte dieses Buch eigentlich

»den titel haben, das es widder den freyen willen geschrieven were, Denn es alles dahyn zeucht, das aller menschen, rad, anschlege, vnd furnemen vmb sonst vnd vergeblich sind, vnd ymer anders hynaus gehet, denn wyr wöllen vnd dencken, auff das er vns lerne gelassen stehen, vnd Gott lassen alleyn alle ding, vber, widder, vnd on vnsern wissen vnd rad thun. Darumb mustu nicht dis buch also verstehen, alls schellte es die creaturn Gottes wenn es spricht, Es sey alles eyttel vnd iamer etc. Denn Gottes creaturn sind alle gut Gene. 1. vnd 2. Timo. 4. Auch leret es selbst, das eyner soll guten mut haben mit seym weybe, vnd des lebens brauchen etc.« ⁸ »Iß dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit guten Mut; ... Genieße das Leben mit deinem Weibe, das du liebhabst, ... Alles, was dir vor die Hand kommt zu tun, das tue frisch!« ⁹

⁷ J 1, 5.

⁸ Vorrede auf den Prediger Salomo, 1524; WA DB 10 II, 104, 24 - 106, 6 ≙ LUTHERS VORREDEN ZUR BIBEL/ hrsg. von Heinrich Bornkamm. F 1983, 80.

⁹ Eccl 9, 7-10.

Die endlichen Freuden haben ihr Recht, ihren Raum und ihre Schönheit; der Glaube ist Sinn und Geschmack fürs Endliche. Der Genuß des Endlichen ist dessen gerechtfertigter Gebrauch. Darauf bezieht sich die Skepsis des Predigers nicht. Ihr »Umsonst!« trifft allein das Unendlichkeitsgelüste des Menschen, seine Begierde, das Endliche unendlich zu sichern und festzuhalten oder in unendlichem Fortschritt vollkommen zu machen. Die Skepsis des Glaubens sorgt für die Ausnüchterung solcher Totalansprüche. Sie besagt, daß

»die anschlege vnd furnemen der menschen mit den creatures zufaren, allzu mal feylen vnd vergeblich sind, wenn man sich nicht lesst benügen an dem das fur handen gegenwertig ist, sondern will auffs künfftig sie meystern vnd regirn. So gehets allwege den krebssgang, das man nicht mehr denn verlorne sorge vnd mühe gehabt hat, vnd geschicht doch was Gott will vnd denckt, Nicht was wyr wöllen vnd dencken. Summa, da Christus spricht Matt. 6. Sorget nicht fur den morgend tag, Denn der morgend tag wird seyn selbst sorge haben, Es ist gnug das eyn iglich tag seyn vbel hat. Diser spruch ist die glose vnd ynnhalt dises buchs. Sorgen fur vns gehört Gott zu, Vnser sorgen feylt doch, vnd gibt eyttel verlorne mühe.«¹⁰

Es drängt sich die Frage auf, welche Bedeutung innerhalb solcher Wahrnehmung der Zeit des eigenen Lebens und aller Geschichte menschlichem Planen und Handeln zukommen kann: Ist es nicht zur Vergeblichkeit verurteilt? Wird es denn nicht beliebig, wenn es sich nicht in einen durchschaubaren Welt- und Geschichtszusammenhang fügen und ihn nicht selbst herstellen kann? Führt eine solche skeptische Zeit- und Weltwahrnehmung denn nicht in lähmende Resignation oder in den Zynismus blinder Entscheidung bzw., was anders gewendet dasselbe ist, in ethische Indifferenz?

Es lohnt sich jedoch, diese Fragen zunächst zurückzustellen, unseren modernen ethischen Übereifer zu zügeln und uns zuerst dem Vorethischen zuzuwenden, ohne das unser Wählen und Entscheiden gar nicht gedacht werden kann. Bei dieser Unterscheidung von Vorethischem und Ethischem lasse ich mich von der zweifachen Bedeutung des Zeitwortes »wahrnehmen« leiten, die uns unsere Sprache bietet. »Wahrnehmen« meint ja zunächst ein bewußtes Sehen, dann aber auch das Ergreifen einer gebotenen Chance, einer guten Gelegenheit.

Offenbar ist Letzteres ohne das Erste gar nicht sinnvoll; dem Tun muß, soll es wirklich verantwortliches Handeln sein, ein Sehen und Hören vorausgehen. Solches Hören kann nur die freie Antwort auf ein gegebenes Wort sein; es geschieht faktisch freilich auch als Verfehlen der rechten Antwort.

¹⁰ WA DB 10 II, 106, 6-15 $\triangle$ Luthers Vorreden zur Bibel, 80f. Vgl. Oswald BAYER: Aus Glauben leben: über Rechtfertigung und Heiligung. S 1984, 35 f (samt Kontext).

IV *Wer staunt, denkt mehr*

Gewiß sind uns Aufgaben gestellt, mit denen durch das Geschaffene Gott der Schöpfer seinen gebieterischen Anspruch auf unseren Gehorsam geltend macht und uns für die Welt vor sich in die Verantwortung stellt; dieser Anspruch muß in der Situation der ökologischen Krise kaum eigens betont werden. Doch liegt dem Wahrnehmen dieser Verantwortung logisch und sachlich ein anderes Wahrnehmen voraus. Dieses grundlegende, vorausgehende Wahrnehmen, neues Sehen, das jedes Feld der Verantwortung, will sie solide wahrgenommen werden, überhaupt erst bereitet, wird von uns meist viel weniger bedacht; in der Dringlichkeit der Stunde will man den zweiten Schritt vor dem ersten tun. Kein Wunder, daß es dabei nur zum Stolpern kommt.

Luther dagegen lernt aus den Schöpfungspsalmen, daß das Allererste das Lob ist – das Lob, das aus großem Staunen kommt und andere zu solchem Staunen bringt: zu dem durch keine Wissenschaft zu erledigenden Staunen, daß diese Welt ist, daß ich – in ihr und mit ihr – sein darf und daß nicht vielmehr eine Chaosmacht alles, was ist, verschlingt.

Luther kann nicht genug staunen – am meisten über das anscheinend Unscheinbarste, Kleinste, etwa über das Blatt eines Baumes, einen Grashalm,¹¹ ein Saatkorn. »Soltistu ein kornlin auff dem feld ausforschen, du soltist dich verwundern, das du sturbest.«¹² Die ganze Welt ist nicht stumm; wem die Ohren wieder geöffnet sind, hört die Kreaturen alle rufen. Er findet sich als Angeredeter vor – als einer, den der Schöpfer durch die Kreatur anredet. Es »ist unser Hauss, Hoff, Acker, Garten und alles vol Bibel, Da Gott durch seine Wunderwerck nicht allein prediget, Sondern auch an unsere Augen klopfet, unsere Sinne rüret und uns gleich ins Hertz leuchtet«, »Auff das wir sollen auffmercken und warnemen, ...«.¹³

Im Staunen und Loben macht der Mensch die Augen auf; im Lob nimmt er die Welt dankbar wahr. Welche Implikate dies hat, zeigt beispielhaft folgende

11 Vgl. WA TR I, 100, 27-30 / 101, 20-25 (240), 1532.

12 Sermon von dem Sakrament des Leibes und Blutes Christi wider die Schwarmgeister, 1526; WA 19, 496, 11 f. Vgl. Albrecht PETERS: »Ein Kirschkern kann uns wohl Mores lehren«: Luthers Bild der Natur. In: Frieden in der Schöpfung: das Naturverständnis protestantischer Theologie/ hrsg. von Gerhard Rau, Adolf Martin Ritter und Hermann Timm. GÜ 1987, 142-163, bes. 146.

13 Vier Predigten: von der Toten Auferstehung und letzten Posaunen Gottes, 1544/45 – gedruckt 1564; WA 49, 434, 16-19 (16 – zu I K 15, 37f).

Auslegung Luthers von Ps 111, 2, eines hymnischen Verses, der den Schöpfer preist: »Groß sind die Werke des Herrn, ersucht zu all ihrer Lust« (Später übersetzte Luther: »Wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran.«):

»Ists aber nicht ein verdrieslich ding umb die verfluchte undanckbarkeit und blindheit der menschen, die Gott mit so reichen, grossen wunderthaten uber schüt, Und sie derselbigen nicht eines ansehen noch dafur dancken, viel weniger sich der selbigen verwundern odder frewen, sondern wo etwa ein geugler kompt, der auff dem seyle gehet odder Affen veyl hat, des kan man sich verwundern, loben und preisen. Darumb sagt er hie wol, das die werck gottes wol gros sind, aber allein fur den augen der auffrichtigen: bey den selbigen werden sie ersucht zu aller lust. Denn sie dencken den wercken nach, sehen sie an, verwundern sich drüber mit allen freuden, da sie müssen von hertzen dancken und sagen: Wolan, das und das ist doch ja ein trefflich, gros, schön herrlich werck. Denn sie dencken, so oft sie ein werck Gottes ansehen, wie es stehen würde, wenns nicht da were. Der tod macht das leben eddel, Finsternis preiset die Sonne, Hunger küsset das liebe brot, Kranckheit leret was gesundheit ist, und so fort an. Das ›NICHT‹ macht, das sie das ›WESEN‹ müssen loben, Und das heisst auch, die werck des HERRN ersuchen, nach forschen, nach dencken, sie wol ansehen und, wie es sehen solt, wenns nicht geschaffen were. Da sihet man denn eitel wunder und lust drinnen. Aber das thun allein die auffrichtigen, wie der .xcj. Psalm sagt: ›HERR, du machst mir freude an deinen wercken‹. Die verechter aber singen diesen vers also: Schlecht und geringe ist, was Gott macht, und veracht bis zum uberdrus und unlust.«¹⁴

Aus dieser Auslegung eines hymnischen Psalmverses, der die sprechenden Werke des wirksam anredenden Schöpfers preist, ergibt sich in wünschenswerter Klarheit, wie das in der Weltwahrnehmung primäre Moment: das Staunen zu denken gibt. Das Staunen treibt ins Denken. Wer staunt, denkt mehr. Er hört nicht etwa auf, zu denken und zu fragen, sondern beginnt damit überhaupt erst und gewinnt auf diese Weise den nötigen Tiefgang und Weitblick:

»Wer hat das schöne Himmelszelt hoch über uns gesetzt?
Wer ist es, der uns unser Feld mit Tau und Regen netzt?

Wer wärmet uns in Kält und Frost? Wer schützt uns vor dem Wind?
Wer macht es, daß man Öl und Most zu seinen Zeiten findt?

Wer gibt uns Leben und Geblüt? Wer hält mit seiner Hand
den güldnen, werten edlen Fried in unserem Vaterland?«¹⁵

14 Der 111. Psalm ausgelegt, 1530; WA 31 I, 408, 12-32 (zu Ps 111, 2); vgl. Peters: AaO, 145.

15 Paul Gerhardt: »Ich singe dir mit Herz und Mund, ...« (Evangelisches Kirchengesangbuch, Lied 230, Strophen 4-6). Vgl. Job 38: Gott selbst lehrt durch seine Fragen den Menschen das Staunen. Zur damit aufgenommenen Listenwissenschaft der altorientalischen Weisheit siehe Gerhard von RAD: Hiob 38 und die altägyptische Weisheit. In: ders.: Gesammelte Studien zum Alten Testament. M 1958, 262-271. Es hat »Israel auch diese nüchterne Wissenschaft zum Lobpreis

Wer staunt, der fragt – wie auch der fragt, der klagt. Er denkt nach, sucht, forscht. Wir bemerken damit den theologischen »Sitz im Leben« von Fragen, die eine ängstliche oder aktivistische Frömmigkeit rasch als »spekulativ« abtut und allenfalls noch den Philosophen zu stellen und zu behandeln erlaubt. »Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr Nichts?«¹⁶ Diese Frage, nach Martin Heidegger (1889-1976) die Urfrage der Metaphysik, ist keineswegs ohne Beziehung zu der Frage, zu der Luther mit seiner Psalmenauslegung und den Katechismen führt: Was wäre, wenn Gott der Schöpfer in seiner schenkenden Güte und rettenden Barmherzigkeit *nicht* wäre? Dann wäre alles nicht, alles ein Nichts. Es muß schon eine im Irrealis dieser Frage sich ausdrückende Furcht empfunden und gedacht worden sein, um verneint werden zu können. Aber nicht die Furcht ist der Ausgangspunkt der Erfahrung und des Nachdenkens, sondern das Staunen über die Güte und Barmherzigkeit, die alle Morgen neu ist.¹⁷ In diesem Staunen ist die Furcht, daß es Gott nicht gebe, überwunden.

Wir haben damit auf die Grunddimension der Wahrnehmung der Schöpfung als Anrede geachtet – konzentriert auf den einen Punkt des Staunens. Hätten wir mehr Zeit, müßten wir die Gegenwart des anredenden Schöpfers in ihrer Weltimmanenz, in ihrer penetranten Diesseitigkeit – Gott ist auch »in der Höhle eines Käfers«¹⁸ – weiter bedenken. Der Begriff dieser durchdringenden Diesseitigkeit, der auch der Schreckensseite der Natur und der schrecklichen Verborgtheit des gegenwärtigen Schöpfers Rechnung zu tragen hätte, wäre mit naturwissenschaftlichen und ökologischen Diskussionen um »Die Welt als offenes System«¹⁹ usw. kritisch zu vermitteln. Es muß hier genügen, den entscheidenden Ansatzpunkt zu einer solchen Vermittlung dargestellt zu haben. Freilich darf bei aller Betonung der Gegenwart des Schöpfers und seiner Weltimmanenz die Freiheit nicht verkannt werden, die er sich mit der *Anrede* der Kreatur nimmt und dieser zugleich gibt.²⁰

seines Gottes ausgestaltet« (ebd., 267). – Das Lob gibt zu denken, eignet sich aber auch an, was schon entdeckt und gedacht ist.

16 Martin HEIDEGGER: Was ist Metaphysik? (1929). 10. Aufl. F 1969, 42.

17 Thr 3, 22 f.

18 De servo arbitrio, 1525; WA 18, 621, 16-18: »Deum esse secundum naturam in antro scarabei vel etiam cloaca ... non minus quam in coelo, ...«; vgl. 622, 14 - 623, 23.

19 Vgl. DIE WELT ALS OFFENES SYSTEM: eine Kontroverse um das Werk von Ilya Prigogine/ hrsg. von Günter Altner. F 1986.

20 Vgl. Oswald BAYER: Schöpfung als Anrede: zu einer Hermeneutik der Schöpfung. Tü 1986, bes. 4-6. 82-84.

Wir können uns nun dem zweiten Moment unseres Themas zuwenden und auf den *Anspruch* achten, der in der Anrede des Schöpfers mitgegeben ist.

V Antwort geben

Indem der Glaube, wie es in Luthers Erklärung des Schöpfungsartikels im Kleinen Katechismus geschieht,²¹ Gottes kategorisches Geben bekennt, ist er Antwort – Antwort auf das sich gebend zusagende Wort, Antwort auf Gott als Wort, das unserem Glauben, ihn begründend, schon zuvorgekommen ist. Luther beläßt es im Kleinen Katechismus nicht beim impliziten Danken und Loben, das mit der Artikulation des Glaubens an Gott den Schöpfer bereits gegeben ist. Er macht vielmehr am Ende seiner Erklärung die Notwendigkeit der Antwort mit einem eigenen Satz ausdrücklich geltend: »... des alles ich ihm zu danken und zu loben und dafür zu dienen und gehorsam zu sein schuldig bin; ...«²²

Damit ist alles über den Menschen gesagt. Er sieht sich durch ein ihn anredendes Wort bestimmt, das ihn ins Leben ruft. Sein Beruf ist nun, zu antworten; er muß sich aber auch ver-antworten.

Loben, danken und denken sind die ersten Formen der Antwort. Diese Antwort weiter zu bedenken, bedeutete, von der Produktivität des Glaubens im Lob zu reden, in dem Gott in einer schöpferischen, kreativen Weise das gegeben wird, was ihm gebührt; es wäre von unserer Begabung und Fähigkeit zum Wahrnehmen und Sprechen zu reden.

Zur Antwort gehört gleichursprünglich das Weitergeben der Gabe. »Also sollen wyr auch unser güter geben, leyhen und nemen lassen nicht alleyne den freunden, sondern auch den feynden. Und das dabey nicht lassen, sondern auch uns selbs ynn den tod geben, beyde fur freunde und feynde, und nichts dencken, denn wie wyr nur andern dienen und nutze seyen mit leyb und gut auff diesem leben.«²³ Ein Ethos des Gebens und der Liebe ist in der Antwort eingeschlossen.

21 Vgl. ebd, 80-108, bes. 107f.

22 BSLK, 511, 6-8 $\triangle$ WA 30 I, 365, 2-4.

23 Fastenpostille, Predigt über E 5, 1-10, 1525; WA 17 II, 206, 15-19.

VI Die Zeit der Taufe und des Herrenmahls

Was wir, der zweifachen Bedeutung des Zeitwortes »wahrnehmen« folgend, als »Anrede« und »Anspruch« unterschieden haben, bewegt sich in einem so differenzierten und komplexen Zusammenhang, daß er nicht mit dem üblichen Schema der Unterscheidung von »Indikativ« und »Imperativ« begriffen werden kann, läßt sich doch allein schon »Anrede«, als sprechendes Werk und wirksames Sprechen Gottes verstanden, nicht als »Indikativ«, jedenfalls nicht als Indikativ einer Aussage fassen. Das Zusammenspiel der beiden Momente des Wahrnehmens läßt sich auch nicht etwa im Schema der Unterscheidung von »Tatsachenfeststellung« und »Wert- bzw. Sinngebung«, im Schema der Unterscheidung von »fact and value« oder von dem, was ist, und dem, was sein sollte, begreifen. Es ist vielmehr vor allem auf jene Dimension zu achten, die in diesen Schemata nicht zur Geltung kommt: auf die Dimension der Zeit.

Es ist auf die eigentümliche Verschränkung der Zeiten zu achten, die jene Gegenwärtigkeit bestimmt, von der – wie das Neue Testament – Luthers Leben und Werk geprägt sind. Nur im Zusammenhang dieser Verschränkung der Zeiten läßt sich angemessen von Gottes »Anspruch« an uns reden, von unserer geschöpflichen Verantwortung – von der Verantwortung, die wir für uns und für alle Kreaturen wahrzunehmen haben: vor dem Schöpfer, der als solcher schon der Richter ist. Luthers Welt- und Zeitverständnis ist apokalyptisch – gleichwohl aber nicht primär futuristisch.

Mit Gottes Anrede »Ich bin der Herr, dein Gott!«, die nicht nur die Urzusage des Bundes mit Israel, sondern zuvor schon die Urzusage der Schöpfung, des Bundes mit aller Kreatur, ist, gilt als wichtigster Modus der Zeit die Gegenwart – die Gegenwart *Gottes*; bei Gott ist das Gegenwärtige der Grund des Vergangenen und Zukünftigen. Aus Gottes sich zusagender Gegenwart – »Ich bin bei euch!« – kommt die Zukunft der Welt. Seine Neuschöpfung macht die alte Welt zur alten und stellt die ursprüngliche wieder her. Das gegenwärtig sich mitteilende Heil verbürgt die kommende Vollendung der Welt und läßt den Widerspruch der leidenden und seufzenden Kreatur der alten Welt zur zugesagten Schöpfung, der ursprünglichen Welt, mit Schmerzen erfahren.

Biographisch konkret besagt dies, daß die Weltverantwortung des Christen – inmitten der Kirche, die durch alle Zeiten und Räume von Anfang der Welt bis zu ihrer Vollendung hindurch reicht – durch und durch von der *Taufe* bestimmt ist. Die Taufe ist der Schnittpunkt von alter und neuer Welt. Ethischen Fort-

schritt gibt es nur in der Rückkehr zu ihr. Der Fortschritt, von dem wir uns wirklich Gutes und nicht nur Gutes, sondern das Allerbeste versprechen dürfen, ist Umkehr und Rückkehr zur Taufe und damit zu einer Weltwahrnehmung, in der die Alternative von Optimismus und Pessimismus, von greller Zukunftsangst und euphorischer Hoffnung auf weitere Evolution des Kosmos und Steigerung seiner Möglichkeiten zerbrochen ist, so wahr es ist, daß Gott der Schöpfer ohne Unterlaß Neues wirkt. Das New Age der Christen aber ist vom Wunsch nach Harmonie nicht *beherrscht*; es ist ganz und gar durch die Taufe bestimmt. Nur durch das Gericht hindurch läßt sich die Welt als Schöpfer wahrnehmen. »... ein iglicher Christen«, heißt es im Großen Katechismus, hat »sein Leben lang gnug zu lernen und zu uben an der Taufe; denn er hat immerdar zu schaffen, daß er festiglich gläube, was sie zusagt und bringet: Überwindung des Teufels und Tods, Vergebung der Sunde, Gottes Gnade, den ganzen Christum und heiligen Geist mit seinen Gaben.«²⁴

Gegenwärtig – und dabei unsere Kategorien sowohl des Konservativen wie des Progressiven sprengend – ist und denkt Luther in der *Gegenwart Gottes*, die freilich keine zeitlos ewige Gegenwart ist. Für uns jedenfalls läßt sich Gott der Schöpfer, für den uns der Sohn und der Geist die Augen öffnen, nur in der besagten Verschränkung der Zeiten hören. Die Hoffnung auf die Schöpfung in der Erinnerung des Verlustes ihrer Herrlichkeit²⁵ gründet im Glauben an die Zusage der Sündenvergebung, wie sie in der Taufe, in dem zu ihr zurückführenden Absolutionswort und im Gabewort des Herrenmahls zu hören ist – sowie in jeder Predigt, die ihren Namen verdient; evangelische Predigt ist nichts anderes als Gedächtnis der Taufe und darin zugleich die Entfaltung der Zusage, die sich in das Gabewort des Herrenmahls konzentriert.

Das Herrenmahl ist, zusammen mit der Taufe, das Geschehen, in dem sich uns in ausgezeichneter Weise die Welt als Schöpfung erschließt: als Gabe, Werk und anredendes Wort, das Gott durch alle Verkehrung, ja durch den Tod hindurch bewahrt, dem er die Treue hält.

Die Sprache der Bibel gebraucht das Wort »geben« in schöpfungstheologischem Zusammenhang selten. Luther hat von seiner reformatorischen Entdek-

²⁴ BSLK, 699, 27-34 ≙ WA 30 I, 217, 15-19.

²⁵ Vgl. R 3, 23 (Verlust unserer Schöpfungsherrlichkeit) und WA 42, 80, 35-40 (Genesisvorlesung, 1535, zu Gn 2, 16f). Zu diesem hermeneutischen Schlüssel zur Schöpfungslehre siehe Bayer: Schöpfung als Anrede, 49f.

kung aus, daß die Einsetzungsworte des Herrenmahls in ihrer Mitte Gabewort sind (»Nehmet hin und esset: Das ist mein Leib für euch!«), das für ihn so bezeichnende Verständnis der Schöpfung als *Gabe* gefunden. Das Gabewort des Herrenmahls ist es, was Luther im Ohr, vor Augen und im Herzen hat, wenn er alles Tun des dreieinen Gottes als gebendes Zusage und zusagendes Geben wahrnimmt.²⁶

Das Gesagte soll nun vornehmlich unter dem Gesichtspunkt der Schöpfung als Gabe zusammengefaßt werden; dabei ist das bisher noch nicht kräftig genug betonte ethische Moment besonders herauszustellen.

VII Kategorische Gabe

Daß menschliches Handeln nicht mit sich selbst oder bei der Gabe der Aufgabe anfängt, sondern aus elementarer Vorgabe lebt, hat Johann Georg Hamann (1730-1788) so zum Ausdruck gebracht: »Weh uns, wenn es auf uns ankommen sollte[,] erst Schöpfer[,] Erfinder und Schmiede unsers künftigen Glücks zu werden. Das erste Gebot heist: *Du soll[s]t eßen* Gen. II. und das letzte: kommt, es ist alles bereit.«²⁷

Damit ist das ganze christliche Leben zusammengefaßt: das Erste und das Letzte, vor allem aber die Art und Weise, in der es in unserer Gegenwart – als Gegenwärtiges! – uns ergreift und für sich einnimmt.

Am Anfang steht nicht das Chaos einer unbestimmten Natur und das sich daraus zwingend ergebende »Du mußt!« als Nötigung zur Kulturleistung. Am Anfang steht kein Verbot, sondern ein Gebot, aber kein »kategorischer Imperativ«, sondern – als erlaubender Imperativ – eine Zusage, die unbedingt und bedingungslos allen gilt: Gewährung des Lebensraumes – des Raumes zur Arbeit und Mitmenschlichkeit: »Von allem darfst du nehmen und essen!« Das ist in der Tat das erste Wort an den Menschen.

Und das letzte läßt ebenfalls ein, von der Fülle zu nehmen. Am Ende ist nicht alles aus, sondern alles bereit: unverbrüchliche, zugesagte und zugleich nicht mehr angefochtene Gemeinschaft. Gott ist nicht der Toten Gott, sondern der Lebendigen; die zugesagte Gemeinschaft hält er durch den Tod hindurch durch.

26 Ausführlicher und mit Nachweisen: ebd, 99-101.

27 Johann Georg HAMANN: Briefwechsel/ hrsg. von Walther Ziesemer und Arthur Henkel. Bd. 5: 1783-1785/ hrsg. von Arthur Henkel. F 1965, 275, 26-28 (784), Hamann an Friedrich Heinrich Jacobi am 5. Dezember 1784.

Daß dies weder eine rückwärts noch eine vorwärts gewandte Utopie ist, ergibt sich aus dem gegenwärtig, inmitten dieser vom Tod bedrohten Welt, im Herrenmahl zu hörenden Einladungsruf: »Kommt, denn es ist alles bereit!«

Das Herrenmahl ist der bestimmte »Sitz im Leben«, von dem aus konkret von der Schöpfung geredet werden kann und sich das »erste Gebot«: »Du sollst essen!« zutreffend auslegen läßt. Es sorgt dafür, daß die Selbstvorstellung: »Ich bin der Herr, dein Gott!«, der Gottesname also, nicht personalistisch abstrakt, sondern weltlich konkret gehört wird.

Wir empfangen die Gabe des Lebens samt dem uns gewährten Lebensraum und der uns gewährten Lebenszeit so, daß wir dabei angesprochen werden: »Von dem allem darfst du essen!« Die Freigabe des menschlichen Lebensraumes geschieht im erlaubend gebietenden und einladenden Wort Gottes. Als von solchem Wort Angesprochener kann der Mensch antworten. Er antwortet, indem er die Gabe wahrnimmt und den Geber alles Guten lobt. Das Loben Gottes geschieht nicht in einem abstrakt personalen Gegenüber zu ihm, sondern im Staunen vor der begegnenden und durch die Freigabe Gottes aufgeschlossenen Welt, vor der Mitkreatur, besonders im Staunen vor dem als Gabe begegnenden Mitmenschen.

Das Wahrnehmen des Gewährten im Nehmen, Essen und Loben – das ist Glauben. Wer glaubt, der »schmeckt und sieht, wie freundlich der Herr ist«,²⁸ der hat ein Auge für die Menschenfreundlichkeit Gottes. Wer es nicht hat, glaubt nicht; er sündigt. Sünde ist nicht in erster Linie Übertretung eines Verbots (*peccatum commissionis*), sondern das Übersehen und Übergehen eines Gebotes als eines Gebotenen, als einer Gabe und Chance, die einem geboten wird (*peccatum omissionis*). Der Sünder ist in erster Linie ein Kostverächter. In diesem Sinn ist der bekannte Reim Wilhelm Buschs

»Das Gute – dieser Satz steht fest –
Ist stets das Böse, was man läßt!«²⁹ umzukehren:
Das Böse – dieser Satz steht fest –
Ist stets das Gute, das man läßt.

Das Gute läßt sich hören und schmecken. Die Anrede und Zusage Gottes, wie sie in besonderer Klarheit im Herrenmahl erfahren wird, ergeht in weltlicher

²⁸ Vgl. Ps 34, 9.

²⁹ Wilhelm BUSCH: Die Fromme Helene. (Epilog). In: ders.: Historisch-kritische Gesamtausgabe/hrsg. von Friedrich Böhne. Bd. 2. Wiesbaden; B [1960], 293.

Materie, durch den Mund eines Mitmenschen, und umfaßt zugleich einen leiblich konkreten Vorgang: das gemeinsame Essen und Trinken. Mit den zur Tischgemeinschaft versammelten sündigen Menschen werden ihre natürlichen und zugleich kulturellen Nahrungsmittel, die Materie des Brotes und des Weines, Frucht der Erde und menschlicher Arbeit, vom Gabewort Gottes umfassen und für den »Neuen Bund«, für die endgültige Gemeinschaft von Gott und Menschen und den Menschen untereinander in Anspruch genommen.

So muß man Gott nicht am Rande des Lebens in menschlichen Grenzsituationen suchen, um ihn als Grenzbegriff zu denken und seine Notwendigkeit aus menschlicher Not verständlich zu machen. Vielmehr begegnet er in der Mitte des Lebens; er begegnet nicht ohne das tägliche Brot.

Daß dieser Hinweis auf die Mitte des Lebens nicht eine vitalistische Naivität meint, kann vom Herrenmahl her nicht zweifelhaft sein. Ist doch der Gastgeber kein anderer als der auferweckte Gekreuzigte. Er hat »den Tod geschmeckt«, ³⁰ erzählt ihn – seinen Tod! – und hat als Lebendiger das endgültige Wort eben kraft seines Todes. Aus der Mitte des Lebens, wie sie im Gemeinschaftsmahl wahrgenommen wird, sind Leiden und Tod nicht ausgeschlossen. Sie sind vielmehr, als besiegte, in sie eingeschlossen. Daher weckt das Gabewort die »Eucharistie«: den Dank und die Freude.

Aus dieser Freude kommt eine neue Zuwendung zu den Mitgeschöpfen und der Mut, die Rettung aller natürlichen und kulturellen Dinge durch Gericht und Tod hindurch zu erwarten. Diese Zuwendung ist das Gegenteil eines ästhetisch unmittelbaren Verhältnisses zur Natur, das nicht möglich ist, nachdem »die Sonne ihren Schein verlor« und »Finsternis über das ganze Land kam«. ³¹

In seinem Schrei am Kreuz reißt Jesus Christus zugleich auch die Differenz zwischen einer naturfromm ästhetischen Haltung und jene zweite Naivität, in der er die Lilien auf dem Felde für die Sorge und Güte des himmlischen Vaters sprechen läßt. Erst in der von ihm hergestellten Vermittlung redet die Natur als Schöpfung; er ist der Schöpfungsmittler.

Sich in dieser mitgeteilten zweiten Naivität an der Welt als der Schöpfung Gottes zu freuen, schließt Skepsis und Melancholie, die Klage um die Endlichkeit und Vergänglichkeit der Welt, die Erfahrung des Bösen und der Schuld sowie das Bekenntnis der Sünde nicht etwa aus, sondern gerade ein – so freilich,

³⁰ H 2, 9.

³¹ L 23, 44f.

daß inmitten dieser Wahrnehmungen bekannt werden kann: »Die Güte des Herrn ist's, daß es nicht ganz aus ist mit uns.«³² Selbst noch das nackte Leben ist ein Wunder und kann nicht als selbstverständlich hingenommen werden.

Gottes Schöpfungsgüte erschließt sich uns in der durch das Herrenmahl erfahrenen Neuschöpfung, in der Heimholung der sündigen Menschen und ihres täglichen Brotes in den »Neuen Bund«. Aus der Tat dessen, der dem gekreuzigten Jesus durch den Tod hindurch Gemeinschaft hielt, das heißt: ihn »auferweckte«, erkennen wir die Welt als Schöpfung aus dem Nichts und staunen, daß überhaupt etwas ist und nicht vielmehr nichts.

Die in solchem Staunen wahrgenommene Gegenwart der Güte Gottes widerspricht der angesichts der Erfahrung des Bösen und mit ihr sich einstellenden Furcht, Gott und seine Güte gäbe es nicht. Sie wehrt dem Urteil, daß außer Mitleid und Empörung nichts möglich sei. Als ob uns nur der ohnmächtige und doch tapfere Versuch bliebe, zu bessern, was zu bessern ist, und ohne Trost zu beklagen, was nicht mehr geändert werden kann.

Wir dürfen vielmehr in der Freude an der Nähe des menschengewordenen und mitleidenden Gottes leben, der sich im Herrenmahl sinnlich gewiß hören läßt und gibt. In der Gemeinsamkeit des Feierns und der Freude erfährt sich der Mensch nicht zuerst als Täter, sondern als Beschenkter. Menschliche Gemeinschaft wird in erster Linie nicht als vom guten Willen in der Tat einzulösende unbedingte Forderung erfahren, sondern als die allen Menschen unbedingt und bedingungslos zukommende Gabe, die im Sich-Miteinander-Freuen und im Miteinander-Leiden wahrgenommen wird.

Entsprechend erschließt sich das ganze Feld des Ethischen nicht aus der Güte des kategorischen Imperativs, sondern aus der Güte der kategorischen Gabe. Im Raum nicht primär aufgebener, sondern gewährter Gemeinschaft darf der Mensch handeln und leidend, verzagend und hoffend leben.

Orientiert man sich am Herrenmahl, läßt man sich die Gemeinschaft zugesagt und gegeben sein, richtet man sich also statt am kategorischen Imperativ an der kategorischen Gabe aus, so folgt daraus Entscheidendes für Selbstverständnis und Inhalt der Theologie und ihrer Ethik.

Die Theologie kann dann nicht primär Handlungswissenschaft sein. Sie ist Erfahrungswissenschaft im weitesten Sinne, indem sie all das zum Gegenstand

³² Thr 3, 22.

nimmt, was dem Menschen aus der kategorischen Gabe als der Zusage Gottes zukommt und was dieser Zusage widerspricht.

Die kategorische Gabe ist mehr als bloße Motivation des christlichen Lebens; in ihr liegt bereits eine material-ethische Bestimmtheit. Auch ergeben sich aus ihr nicht erst Konsequenzen; sie trägt bestimmte ethische Implikate schon in sich. Wer mit allem Leben sein eigenes Leben als kategorische Gabe versteht und damit die »Schöpfung aus dem Nichts« bekennt, der kann inmitten aller Mitgeschöpfe seine Mitmenschen nur als die wahrnehmen, die sich in derselben Situation befinden.

Dann sind die »geringsten Brüder«³³ nicht etwa schlechthin andere, Fremde, denen wir erst solidarisch werden müßten. Wir sind vielmehr von vornherein sie selbst und ihnen darin gleich, daß auch wir in elementarer Weise bedürftig sind – angewiesen auf Nahrung, Kleidung, Unterkunft, auf Hilfe in Krankheit und Gefangenschaft.

³³ Mt 25, 40.